

Christa
Wolf

Essays und Reden 1991–2010

Nachdenken
über den
blinden Fleck

SUHRKAMP

Christa
Wolf

Essays und Reden 1991–2010

SUHRKAMP

Nachdenken
über den
blinden Fleck

Christa Wolf

Sämtliche Essays und Reden

Band 3: 1991-2010 *Nachdenken über den blinden
Fleck*

Herausgegeben von Sonja Hilzinger

Suhrkamp

Inhalt

Cover

Titel

Inhalt

Brief anlässlich der Ausstellung »Zensur in der DDR«

Ein Posten ist vakant. Zum Tod von Max Frisch

»Die Wahrheit unserer Zungen«. Zu Grace Paleys Geschichten

Wo ist euer Lächeln geblieben? Brachland Berlin 1990

Ein Brief

Krebs und Gesellschaft

I

II

III

IV

V

VI

VII

VIII

Der Gastfreund

Schreibexistenz Friederike Mayröcker

Auf dem Weg nach Tabou. Versuch über Paul Parin

Im Gespräch getroffen. otl aicher

Gesichter der Anna Seghers. Zu einem Bildband

»Frei, geordnet, untröstlich«. Heinrich Böll zum 75. Geburtstag

Eine Auskunft

Rückäußerung. Auf den Brief eines Freundes

Die Zeichen der Nuria Quevedo

Selbstanzeige

Abschied von Phantomen. Zur Sache: Deutschland

Was tut die strenge Feder?

Zur Person: Günter Gaus

»Winterreise«. Wolfgang Heise zum Gedenken

Nirgends sein o Nirgends du mein Land

Einen Verlust benennen

Gang durch Martin Hoffmanns Räume

Gegen die Kälte der Herzen. Charlotte Wolff – »internationale Jüdin mit britischem Paß«

Der Worte Wunden bluten heute nur nach innen

Von Cassandra zu Medea. Impulse und Motive für die Arbeit an zwei mythologischen Gestalten

Mit dem absoluten Sinn für Toleranz. Totenrede für Lew Kopelew

Eine Seite für Günter Grass

»Mitleidend bleibt das ewige Herz doch fest«. Zum 80. Geburtstag von Heinrich Böll

Der geschändete Stein

Dünn ist die Decke der Zivilisation. Musikalische Meditation Joseph Haydn, »Missa in Tempore Belli«

Heroischer Entwurf

Plusquamfutur 2. Erinnerter Zukunft bei Volker Braun

Ein Versuch über Nachbarschaft und Unvereinbarkeit. Anmerkungen
zu Elisabeth Langgässer

Zeichen. Dankesworte zur Verleihung des Samuel-Bogumil-Linde-
Preises

»... der Worte Adernetz«. Nelly Sachs heute lesen

Gegen das Vergessen arbeiten

Rede, daß wir dich sehen. Versuch zu dem gegebenen Thema: »Reden
ist Führung«

Im Widerspruch. Zum hundertsten Geburtstag von Anna Seghers

Ein Ring für Nuria Quevedo

Angela Hampels Gestalten im Spannungsfeld

In memoriam

Am Grab

Ehrenbürger von Leipzig

Mit Realitäten umgehen, auch wenn sie einem nicht gefallen. Egon
Bahr zum achtzigsten Geburtstag

»Der ganze menschliche Entwurf«. Inge Müller, Maxie Wander,
Brigitte Reimann und Irmtraud Morgner

C Gespräch im Hause Wolf über den in Vers und Prosa G sowohl als
auch stückweis anwesenden Volker Braun

Ein Abschied

Kurt Sterns Tagebücher

Vom freien Willen gegen Verführung. Hermann
Sinsheimer/»Deutscher und Jude«

An Carlfriedrich Claus erinnern

Ein besonderes, unvergeßliches Licht. Paul Parin zum neunzigsten Geburtstag

Kenntlich werden

Entwürfe in Farbe – Radierungen der Helga Schröder

Zu »Rummelplatz« von Werner Bräunig

Autobiographisch schreiben. Zu Günter Grass' »Beim Häuten der Zwiebel«

Nachdenken über den blinden Fleck

Der Tod als Gegenüber. Zu »Überlebens« von Ulla Berkéwicz

Köpfe – Ein Gespräch mit Martin Hoffmann

In Zürich und Berlin. Zum fünfundsiebzigsten Geburtstag von Adolf Muschg

Kuckucksrufe. Kleine Rede zu einem günstigen Augenblick

Begegnungen mit Uwe Johnson

Zeitschichten. Zu Thomas Mann

O Dichtung, herrlich, streng und sanft. Begegnungen mit Spanien und seiner Literatur

Zwiegespräch mit Bildern von Ruth Tesmar

Günther Ueckers Bilder aus Asche

Anhang

Nachwort

Editorische Notiz

Fußnoten

Informationen zum Buch

Impressum

Hinweise zum eBook

Brief anläßlich der Ausstellung »Zensur in der DDR«

Berlin 8.2.1991

Lieber Herbert Wiesner,

in einer Ausstellung über die Zensur in der DDR sehe ich eine Gefahr, die sicher auch Ihnen bewußt ist: Die Belegstücke, die man zeigen kann, verdecken womöglich den Vorgang, der in dem Wort »Zensur« steckt. Zensur ist ein kompliziertes, konfliktreiches Handeln zwischen Personen, nicht nur der anonyme Eingriff einer staatlichen Institution in Publikationsmöglichkeiten. Um den interessierten Besucher einer solchen Ausstellung – besonders den, der die Verhältnisse in der DDR nicht kennt – wirklich zu informieren und ihn nicht nur mit spektakulären Einzeldaten zu füttern, müßte man von Fall zu Fall *erzählen*; dabei müßte man Namen verschiedener Protagonisten nennen, es könnten Entwicklungen einzelner zutage treten. Das ist hier nicht möglich. Ich scheue mich, bestimmte Namen in einen unrühmlichen Zusammenhang zu stellen, der mehr als zwanzig Jahre zurückliegt. Daher will ich versuchen, Methode und Auswirkungen der Zensur an einem meiner Bücher möglichst schematisch zu skizzieren.

Nachdenken über Christa T.

- Beendigung des Manuskripts im März 1967
- Juni 1967 liegen dem Mitteldeutschen Verlag, Halle, zwei Arbeitsgutachten vor, die nötig waren, um das Druckgenehmigungsverfahren bei der Zensurstelle, der Hauptverwaltung Verlage im Ministerium für Kultur, zu beantragen. Das erste war im ganzen wohlwollend, sah aber doch die »Gefahr einer

ideologischen Desorientierung« und schlug Änderungen vor, das zweite warnt vor einer Veröffentlichung dieses Manuskripts: »Die berechtigten Einwände würden sehr leicht zu wenig wünschenswerten Verallgemeinerungen führen, ohne daß man ihnen von gefestigten Positionen aus begegnen könnte. Obwohl die Autorin wahrscheinlich nach dem Scheitern ihres dritten Werkes kaum wieder produktiv sein wird, können wir das Manuskript nicht akzeptieren.«

- Der damalige Cheflektor des Mitteldeutschen Verlags übergibt das Manuskript *privat* dem Leiter des Fachgebiets Deutsche Gegenwartsliteratur und bittet ihn um eine private Stellungnahme. Die lautet: Dieses Manuskript könnte er offiziell nicht befürworten.
- Ich verlange ein Gespräch mit ihm. Er legt meinem Mann und mir eine längere Liste von Einwänden gegen das Buch vor, die wir nicht akzeptieren. Nach einer scharfen Auseinandersetzung erklärt er sich bereit, das Manuskript noch einmal zu prüfen.
- Ich schreibe noch ein Kapitel – das Kapitel 19 – und füge es dem Manuskript bei. In dieser Form wird es vom Mitteldeutschen Verlag bei der Hauptabteilung Literatur »eingereicht«. Inzwischen schreiben wir das Jahr 1968.
- Zwei weitere Gutachten – »Außengutachten« – werden vom Verlag beigegeben: Eines davon schreibt Günter Caspar, der, die ihm bekannten Einwände aufgreifend, den Druck des Manuskripts befürwortet.
- Die Druckgenehmigung wird nun erteilt. Für das Frühjahr 1969 ist die Auslieferung der ersten Auflage von 15 000 Exemplaren vorgesehen. Termin soll der 31. März sein.
- Im Dezember 68 wird der Fertigungsprozeß des Buches unterbrochen, für drei Wochen. Von Personen aus dem Parteiapparat, die sich Kenntnis von dem Buch verschaffen konnten, wird öffentlich und nichtöffentlich eine Polemik gegen das Buch begonnen, vor Gremien, die es nicht kennen können. In einer Parteigruppensitzung des Vorstands des Schriftstellerverbands, an der ich nicht teilnehmen kann,

steht eine Diskussion über das Buch auf der Tagesordnung, das fast niemand dort kennt. Eine Teilaufgabe des Buches wird trotzdem ausgeliefert.

- Am 14. 5. 1969 erscheint im »Neuen Deutschland« ein Artikel vom Leiter des Mitteldeutschen Verlags: »Verleger sein heißt ideologisch kämpfen«, in dem er sich auf Veranlassung übergeordneter Partei- und Ministeriumsstellen von »Nachdenken über Christa T.« distanziert.
- Am 23. Mai 1969, wenige Tage vor Beginn des Schriftstellerkongresses in der DDR, erscheint in der »Zeit« eine Rezension des Buches von Marcel Reich-Ranicki unter der Überschrift »Christa Wolfs unruhige Elegie«.
- Diese Rezension wird mir in der Kulturabteilung des Zentralkomitees der SED vorgehalten. Der Leiter der Abteilung sieht durch die Rezension seine eigenen scharfen Vorbehalte bestätigt und fordert mich auf, meine Kandidatur für den Vorstand des Schriftstellerverbandes zurückzuziehen. Ich lehne ab und verlange, daß über meine Kandidatur im Vorstand abgestimmt wird. Daraufhin wird die Forderung, zurückzutreten, fallengelassen.
- Die weitere Auslieferung des inzwischen gedruckten Buches wird untersagt. – Im Luchterhand Verlag erscheint »Nachdenken über Christa T.« vertrags- und fristgemäß.
- Auf dem Schriftstellerkongreß im Mai 1969 werden absurderweise einige hundert Exemplare des Buches verkauft, während ich im Hauptreferat und in einigen Diskussionsbeiträgen scharf kritisiert werde.
- Während des Kongresses gibt der Kulturminister dem Leiter des Mitteldeutschen Verlags die Erlaubnis, das Buch nun auszuliefern. In einigen Bezirken wird die Auslieferung restriktiv gehandhabt.
- Eine zweite Auflage kann erst 1972 erscheinen. Sie ist auf das Jahr 1968 zurückdatiert.
- Da mir der Mitteldeutsche Verlag die Auslandsrechte für »Nachdenken über Christa T.« 1969 zurückgegeben hatte, war es möglich, daß das

Buch überhaupt im Ausland erscheinen konnte. Sämtliche Auslandsverträge schloß ich selber ab.

Die Auseinandersetzung mit mir ging noch das ganze Jahr 1969 über weiter, zum Beispiel im Präsidium des Schriftstellerverbandes. Aber auch in anderen Institutionen wurden von Mitarbeitern Stellungnahmen verlangt. Im Germanistischen Institut der Humboldt-Universität Berlin waren zwei Dozentinnen, Dr. Inge Diersen und Sigrid Töpelmann, nicht bereit, ihre eigene positive Einschätzung des Buches aufzugeben. Sie wurden gemäßregelt. Die eine wurde für einige Jahre zur Kulturarbeit an das Kulturhaus Bitterfeld geschickt, die andere verließ die Universität und wurde meine Lektorin im Aufbau-Verlag.

»Nachdenken über Christa T.« durfte in der DDR nur in den beiden Literaturzeitschriften »Sinn und Form« und »Neue Deutsche Literatur« besprochen werden.

Dies ist ein Muster für einen möglichen Verlauf. Ähnlich könnte ich über andere meiner Titel schreiben. Allerdings ist die Zensur in der DDR seit Ende der sechziger Jahre sich selbst nicht immer gleich geblieben, sie war nicht immer gleich streng, borniert und folgenreich für die Autoren, Verlagsmitarbeiter, Kritiker, Germanisten.

»Nachdenken über Christa T.« wurde seit 1972 in der DDR immer wieder aufgelegt und erreichte bis heute eine sehr hohe Auflagenziffer.

Ein Posten ist vakant

Zum Tod von Max Frisch

Mit dieser Nachricht mußten wir rechnen, aber doch, wie immer in solchen Fällen, nicht gerade jetzt. Seit über einem Jahr wußte Max Frisch, und mit ihm wußten es seine Freunde, wie es um ihn stand. Er hat dieses Jahr genutzt, um auf seine Weise Abschied zu nehmen. Er hat manche Begegnung herbeigeführt, manches ausgesprochen, worüber er sonst schwieg. Er hatte eine unvergeßliche Art zu sprechen. Ich blättere in seinen Büchern, den sieben blauen Bänden des Suhrkamp-Verlags. Wieder fällt mir auf, wie häufig seine Prosa-Texte in der Gegenwartsform stehen: Eine Stimme spricht. Ich höre, während ich mich in einem seiner Texte festlese, die Stimme von Max Frisch, als sei der »Herr Geiser«, durch weltuntergangsähnliche Unwetter festgehalten in jenem Tessiner Tal, das Frisch selbst nur zu gut kannte, auch sonst das alter ego seines Autors. Aber so ist es ja nicht. »Der Mensch erscheint im Holozän.« Wie alle seine Figuren, selbst die, die ihm am nächsten, ja: scheinbar mit ihm identisch waren, ist auch diese ihm entfremdet, ferngerückt durch die Schrift, um eine gewisse, manchmal winzige Drehung, die allerdings entscheidend ist, der platten Gleichsetzung entzogen und in jene andere Wirklichkeit der Literatur versetzt.

»Keine Nacht ohne Gewitter und Wolkenbruch« – reihenweise hätten wir im vorigen Mai solche Sätze zitieren können, aber wir haben uns gehütet, nur immer wieder an sie denken müssen, als wir zu dritt eine Gewitternacht im Haus von Max Frisch in Berzona erlebten, eine von jenen, die selbst hier ungewöhnlich sind, wie Frisch halb irritiert, halb anerkennend einräumte. »Was heißt Holozän«, denkt »Herr Geiser« gegen Ende seines Katastrophenberichts. »Die Natur braucht keine Namen. ... Die Gesteine brauchen sein Gedächtnis nicht.«

Schreiben bedeutet, Gedächtnis zu bewahren, zu bilden. Auf einmalige Weise umkreist das Werk von Max Frisch den Menschen unserer Zeit, seine Spiel-Arten, seine Möglichkeiten, seine Verstrickungen, sein Versagen. Merkwürdig ist, wie er jene Werte, ohne die er sich Menschlichkeit nicht denken kann, befestigt, indem er zugleich die »Persönlichkeit« in eine Menge austauschbarer Rollen aufzulösen scheint. Noch den feinsten Verästelungen der Heuchelei spürt er nach, jener geläufigen Abspaltung unserer Rede und unserer Handlungen von der Wahrheit, mit deren Hilfe der moderne Mensch sich angewöhnt hat, sein Leben zu fristen.

Max Frisch hat auffallend häufig über den Tod nachgedacht und geschrieben. Auch auffallend früh, und sehr persönlich. Es kann nicht ausbleiben, daß manches gerade aus diesen Äußerungen heute wie eine Vorausschau auf seinen eigenen Tod erscheinen muß. Man lese in diesen Tagen die Rede nach, die er 1984 an »junge Ärztinnen und Ärzte« richtete: »Vom Tod war hier die Rede, weil nur aus unserem Todesbewußtsein sich das Leben als Wunder offenbart. Ich brauche kein anderes Wunder.«

Man wird Sätze, ganze Passagen aus seinen Arbeiten zitieren. Aber ein Schriftsteller wie Max Frisch, der keine Sprüche machte, hinterläßt als Vermächtnis eben die Gesamtgestalt seines mehrtausendseitigen Werkes, dessen lebendige Widersprüchlichkeit, wenn wir uns auf sie einlassen, uns tiefer und nachhaltiger betrifft, als jedes einzelne Zitat es könnte.

Der Zufall will es – aber hat Max Frisch an den »Zufall« geglaubt?, daß zwei eminent politische Texte nun seine letzten sind: Das Palaver zwischen einem Großvater und seinem Enkelsohn über die Frage, ob die Schweiz eine Armee brauche. Mit Stolz sprach er mit mir über die Aufführung dieses seines letzten Stückes im Zürcher Schauspielhaus. Und die Rede aus Anlaß der Goethe-Preisverleihung 1989 in Frankfurt am Main, in der er sich auch der deutschen Problematik annimmt, wie immer als kritischer, verlässlicher Freund.

Wer soll, wer könnte diese Stelle einnehmen? In dem Netz europäischer Gesittung ist ein wichtiger Verknüpfungspunkt ausgefallen. Ein Mensch,

auf den auch ich gewöhnt war zu blicken, mich zu beziehen, lebt nicht mehr. Ein Posten ist vakant.

April 1991

»Die Wahrheit unserer Zungen«

Zu Grace Paleys Geschichten

»Ich weiß nicht. Früher wußte ich's«, sagt Grace Paley, befragt nach dem »zentralen Anliegen« ihrer Erzählungen. Koketterie? Kaum ein unpassenderes Wort könnte es geben, auf sie bezogen – wenn ich schon über sie und ihre Geschichten reden soll, anstatt ihr einfach einen Gruß von Mecklenburg nach Vermont zu schicken, wo sie jetzt im Sommer lebt. Hallo, Grace, jetzt soll ich also Lesern und Leserinnen, die dich noch nicht kennen, deine Geschichten nahebringen. Ich sehe, sie glaubt nicht an »Nahebringen«, sie zuckt die Achseln und schweigt. Unnachahmliche, nicht nacherzählbare Geschichten, sage ich, aber wenn Grace irgend etwas über sie weiß, so ist es ja das. Ihr Vater schon hat es ihr unter die Nase gerieben: »Wie ich sehe, bist du nicht imstande, einfache Geschichten zu erzählen. Also, verschwende keine Zeit darauf.« Scharfsinnig und zugleich resigniert, dieser Vater, während die Tochter geduldig und ein kleines bißchen hinterhältig ist, alles zuzugeben scheint, gerade indem sie ihm einzureden sucht, jene unglückliche Frau und Mutter, über deren himmelschreiend ungerechtes Schicksal er sich derartig aufregt (»ich kenne sie und habe sie erfunden«), könne sich letzten Endes doch *ändern* und damit ihrem Leben eine andere Wendung geben. Anderswo aber bekennt sie, ohne sich um auftretende Widersprüche zu kümmern: »Möglicherweise schulde ich meiner eigenen Familie und den Familien meiner Freunde etwas. Nämlich, ihre Geschichten *so einfach wie möglich* zu erzählen, um, wie man es ausdrücken könnte, wenigstens ein paar Leben zu retten.« Dies meint sie nicht nur metaphorisch, glaube ich, sondern auch ganz wörtlich. Sie denkt nicht sehr optimistisch über die Zukunft unserer Erde. »Natürlich bin ich wegen dieses Planeten, der in giftigem Ekel von uns abfällt, kaum je zu Hause.« Was, zum Teil, meint sie, erklärt, warum sie nur kurze und, wie sie denkt, zu wenige

Geschichten geschrieben hat, und keine Romane. Statt dessen dieses eigentümliche Gewebe von Erzähltem, von Stimmen, Berichten, Beobachtungen, die im Grunde alle miteinander zusammenhängen.

Da ich deutlich spüre, man kann ihr nicht beikommen, greife ich doch immer wieder nach ihrem Buch, komme ins Blättern, lese mich fest, gerate in den gleichen Sog. Ihre Wörter und Sätze erzeugen eine andere Art von Bewunderung und Begeisterung in mir als jede andere Prosa, und zugleich spüre ich diesen Stachel: Wie macht sie das! »Die Form ist eine Sache der Gnade« – eine ihrer bündigen Behauptungen. Gut, gut. Aber trotzdem: Etwas muß doch herauszufinden sein. Ich schreke nicht mehr davor zurück, mit einem Stift an die Texte heranzugehen. Die Ausbeute ist mager, wie erwartet. Was habe ich letzten Endes vermerkt? In der ersten Geschichte, »Adieu und viel Glück«, steht ein einziges Wort am Rand: »Dialoge!« Ein fast ärgerlicher Anerkennungsruf. Gemeint ist folgendes: Der Schauspieler Vlashkin sagt zu Rosie, die immerhin ein Leben lang mehr oder weniger seine Geliebte ist: »Du verlierst deine Zeit. Verstehst du das? Eine Frau sollte ihre Zeit nicht verlieren.« Darauf Rosie: »Oi, Vlashkin, wenn du mein Freund bist, was heißt dann Zeit?«

Wie wahr, und was heißt schließlich das germanistisch-buchhalterische »Dialoge«? »Geht es dir gut? Wirklich, Rose? Du bist gesund? Du arbeitest?« – »Meine Gesundheit ist erstklassig, für das Gewicht, das sie tragen muß.« Aber so *reden* die Leute, sagt Grace Paley. »Sie sollten mal hören, wie die Menschen hier sprechen. Ich bin tief erstaunt.«

New York also, Lower-East-Side-Kultur, das einmalige Gemisch der verschiedenen Einwanderersprachen im Schmelztiegel des Amerikanischen. Grace Paleys Eltern, jüdische Immigranten, sprachen zu Hause russisch, sie selbst lebte mit ihren kleinen Kindern in einem Viertel mit jüdischen Familien verschiedener Herkunft, mit Puertoricanern, Polen. Sie, »ganz aus Ohren bestehend«, hat jede denkbare Gelegenheit, die Leute reden zu hören, im Park mit den anderen Müttern, im Supermarkt, zu Hause mit den Nachbarinnen, bei Demonstrationen und Sit-ins, beim Flugblattverteilen, in Cafés und den billigeren Restaurants. Und sie hört, hört, hört. Die Sprache des Ortes. Die »Wahrheit unserer Zungen«. Wie

sprühend, phantasievoll, aggressiv, irrational, unlogisch und treffend sie sich die Meinung sagen. Grace Paley schafft ganze surrealistische Porträts nur aus Sprache. Sie weiß, wovon sie redet. Einmal ist sie mit mir durch Straßen gegangen, die an ihr unmittelbares Wohnviertel angrenzten – die Amerikaner sagen »neighbourhood« –, Straßen mit verwahrlosten Häusern, mit arbeitslosen, den Drogen und der Kriminalität preisgegebenen jungen Leuten, von denen manche auf Grace zukamen, sie zu begrüßen, ihr von sich zu erzählen. Sie kannte sie; sie und ihr Mann kümmerten sich um sie.

Zurück zu den Texten. Mir scheint, diese Geschichten, die ja sehr oft Kompositionen für eine Stimme sind, brauchen keinen anderen Kommentar als den entzückten Seufzer: So sind die Menschen. Und ist vielleicht alles, was diese menschenfreundliche Erzählerin schafft, daß wir am Ende von 487 Seiten diesen Seufzer verwandeln in: So sind wir Menschen? Und wäre das nicht viel? Mehr, als die meisten Erzähler erreichen, die sich so viel mehr vornehmen? Sie aber will ja nichts anderes als »wissen, wie Menschen in eben diesem Augenblick in Zeit und Geschichte leben«. Ich sage ja nicht, dies sei ein bescheidenes Programm für eine Schreiberin, aber jedenfalls ist es eines, das sie freihält von Absichten, die nicht aufs Papier gehören; das ihr die Möglichkeit gibt, zu warten, manchmal jahrelang zu warten, bis ein Material reif ist, um es aufzuschreiben. »In mir geht es lange, bis ich, was ich weiß, niederschreibe.«

Soviel ich sehe, kümmert sie sich nicht um irgendeinen Begriff von Kunst, ob »hoch« oder »nieder«. Sie weiß, »die wirklichen Experimente geschehen im Inhalt«. Das ist wahr, seit es Kunst gibt, nur wird es immer einmal wieder vergessen. »Eigentlich ist das eine klassenspezifische Überlegung«, fügt sie nachdenklich hinzu; so ist es wohl, jedoch auch das wird bestritten werden, wenn man leugnen möchte, daß es Klassen gibt. Zugleich aber mit diesem inhaltlichen Experiment, ganz und gar mit ihm verschmolzen, bereitet Grace Paley ihren Stoffen eine auffallend weibliche Form: »Dann plötzlich merkt man, daß man eine Art Behälter geflochten oder erschaffen hat, in den die Geschichte zu liegen kommt, oder eine

Tasse, einen Teller, einen Bottich ... oder die Wanne.« Wer sähe da nicht Frauen bei uralten weiblichen Tätigkeiten vor sich, beim Korbflechten, Töpfern, beim Herstellen von Fasern. Sie *bittet* ihre Geschichten, fürsorglich, behutsam, um sie nur ja nicht zu verletzen. Die Form als Geschenk. Ein Geschenk allerdings, das nicht von außen komme; für das man hart arbeiten müsse.

Während ich dies schreibe, rumort in mir ein Satz von Virginia Woolf, den ich kürzlich las, nicht ohne Widerstreben, so sehr ich sonst geneigt bin, ihren Sätzen mein Vertrauen zu schenken: »Und wenn man sein (des Schriftstellers) Geschlecht gänzlich vergessen kann, wird er sagen, um so besser; ein Schriftsteller hat keins.« Gewiß, kein Satz in der Ich-Form, sondern mit einem »Er«, das den »Kunden, den wir brauchen«, meint; doch kann ich mir nicht verhehlen, daß sie die Ansichten dieses idealen Bücherkunden, den ja auch wir uns heute gerne wieder erschaffen würden, weitgehend teilt. Nicht so Grace Paley. Fraglos ist sie ein »Schriftsteller« – beinahe durch Zufall, meint sie; leicht hätte sie eine unpublizierte Schreiberin bleiben können –, aber sie hat ein Geschlecht und verleugnet es nicht. Man konnte sogar sagen, es sei *die* Quelle ihrer Inspiration, was ja nicht heißen würde: die Summe aller positiven Antriebe; auch die aus vielen einzelnen schmerzhaften Posten bestehende Summe allen Kummers, aller Ängste, aller Verletzungen, aller absichtlich zugefügten Beleidigungen, aller Verkennung, Nichtbeachtung und Mißdeutung, denen eine Frau heute ausgesetzt ist; aber auch die Summe aus allen eigenen Versäumnissen, Irrtümern und Verschuldungen, zu denen wiederum besonders Frauen so häufig und tiefgreifend Gelegenheit gegeben wird, in diesen Gesellschaften, die sie zwingen, in kinderfeindlicher Umwelt Kinder aufzuziehen und ihnen vieles schuldig zu bleiben, wofür ihnen dann diverse Institutionen der gleichen Gesellschaft gehörige Schuldgefühle beizubringen wissen. Kein Wunder, daß eine ganze Reihe von Schreiberinnen auf Kinder verzichtet, sogar, wie Simone de Beauvoir, eine Theorie daraus macht: Nur ohne Kinder könne eine Frau sich ihre geistige Unabhängigkeit bewahren. Dagegen Grace

Paley: »Ich könnte nicht schreiben, ohne zu leben, aber ich könnte auch ohne meine Kinder nicht leben.«

Eine Frau mit kleinen Kindern wird auf andere Art schreiben müssen als ein Mann oder als eine Frau ohne Kinder. Ihre Zeit wird zerhackt sein, ihre Konzentrationsfähigkeit, derer sie sich früher, vor den Kindern, sicher gewesen sein mag, wird zerfasern, vielleicht niemals wiederkehren. Sie wird sich daran gewöhnen müssen, die Intensität und Zeit, die sie an das Schreiben wendet, als von ihren Kindern abgezogene Intensität und Zeit zu begreifen, und die andauernde Versuchung, aufzugeben, abwehren, das andauernde Schuldgefühl aushalten müssen. Sie wird erfahren, wie schwer es einer Frau wird, sich selbst Gerechtigkeit angedeihen zu lassen – denn das ist Schreiben ja auch. »Wer könnte sich denn für den Dreck interessieren? Ich interessierte mich sehr dafür, aber ich hatte nicht genug soziales Ego, um es niederzuschreiben. Ich mußte es entwickeln bis zum Punkt, wo ich sagte: ›egal‹.« Egal, was andere, egal, was die Medien sagen mögen, denen der Hohn über »Selbstmitleid« bei Frauen locker sitzt. Da können sie nun bei Grace Paley nicht fündig werden. »Hart und fröhlich, wie ich immer gewesen bin«, sagt sie, genau die Mischung, die ihre Prosa explosiv macht. Keine Larmoyanz, keine Beschwichtigung, nicht die Spur von Selbstmitleid, eher Schonungslosigkeit, auch gegen sich selbst. Vitalität und vor allem: Humor als eine einmalige Legierung von Lebensfreude und Hoffnungslosigkeit. »Leben ist tragisch. Die Welt könnte am Ende sein«, das entbindet sie doch nicht von ihren Versuchen, zu verstehen.

Bei ihr kann man sehen, was Kinder für eine Schreiberin sein können: innigste Verbindung mit dem lebendigsten Kern des Lebens. Eine Fülle unerfindbarer Einzelheiten, die ihr aus dem Zusammenleben mit Kindern zufließen, das niemals zum bloßen Beobachten entarten kann. Eine Quelle für Unmittelbarkeit, Sprachwitz, Originalität, für Zartheit und Zärtlichkeit, die sehr wohl ästhetische Kategorien sein können, wenn man die denn unbedingt brauchen sollte. Mitgefühl, ja, auch das. Ich kenne nichts, was einen Menschen tiefer und dauerhafter sensibilisieren kann als der Umgang mit Kindern. Sensibilisieren im weitesten Sinn, denn Kinder,

besonders die eigenen, zwingen eine Frau ja, den Zustand der Welt persönlich zu nehmen. »Ich *hatte* meinen Kindern versprochen, den Krieg zu beenden, bevor sie erwachsen wurden.« Seit dem Vietnam-Krieg geht Grace Paley protestierend auf die Straße.

Frauen, Freundinnen, Familie – ihre beliebtesten Themen, sie wird nicht fertig damit. Das »dunkle Leben von Frauen« habe sie »am Anfang zum Schreiben gebracht«. Frauen erscheinen ihr bemerkenswert: Wie stark sie sind. Es schwer zu haben heiße doch nicht, Opfer zu sein. Sie forciert nichts. Sie erlaubt es ihren Figuren nicht, sich umzubringen. Schriftsteller, die das zulassen, sagt sie, und meint ausdrücklich auch Tolstoi und den Tod der Anna Karenina, hätten »keine richtige Ahnung davon, ein wie entsetzliches Leben Menschen ertragen können«. In den Familien der Frauen, fast alle ohne Männer, Freundinnen seit ihrer Jugend, Spielplatzmütter wie sie selbst, findet sie genau das heillose Durcheinander, das dem Chaos in jeder normalen Familie aufs Haar gleicht, das also, wenn auch die äußeren Umstände stark voneinander abweichen mögen, ein jeder wiedererkennen müßte, der nicht mit Illusionen durch sein eigenes Familienleben läuft. Wenn auch eine Familie, in deren Zentrum eine Frau namens Faith wirtschaftet, kocht, sich abplagt, sich mit den Kindern streitet, »mit einer Hand hinter dem Rücken Maschine schreibt«, lange Diskussionen mit ihren Freundinnen über das Leben führt, ihre Ex-Ehemänner und ihre Liebhaber in spe abfertigt, an ihren Eltern im Altersheim verzweifelt und sich mit unstillbarem Hunger ihr Stück aus dem großen Kuchen Leben herausreißt – wenn auch eine solche Familie ihre eigene Art von Verrücktheit hat; ein Binnenklima, das dem Angehörigen eines anderen Clans als überhitzt, unzutraglich, aufreibend erscheinen muß.

Faith ist eine herrliche Erfindung, der Klang ihres Namens erinnert an »Grace«. »Faith«: »Treue«, »Vertrauen«. Eine Projektion ihrer selbst an den Horizont der Literatur, der solche Projektionen zugleich schärft und vergrößert. Faith selbst ist eine Figur, die wie ein Verstärker wirkt auf alles, was durch sie hindurchgeht: Schicksalsschläge, Ungerechtigkeiten, Alltagsunbill, Liebe und Liebesenttäuschung, innige

Frauenfreundschaften; alltägliche Grobheiten, Gemeinheiten, Unbedachtheiten, denen eine Frau ausgeliefert ist; der häufige Mangel; all die Widerfahrungen, die sie ohne Ironie und Selbstironie kaum bestehen könnte.

Grace »ist« nicht Faith. Mal ist sie es mehr, mal weniger. Am nächsten kommt sie ihr in den Texten aus dem Friedenskalender auf das Jahr 1989, »Midrash und Glücklichein«, »Conversation II«, da spricht Faith mit Grace' Mund. Sie spielt mit der Figur, die zugleich scharf konturiert und etwas wie ein Medium für sie ist. »Faith ist tatsächlich Amerikanerin«, sagt sie, »und wie jede ist sie zur aufrichtigen Annahme ihres Glücks erzogen worden. ... Faith erlaubt mir, für meine Leute zu sprechen, das heißt, für meine Freundinnen. ... Mein Leben und das ihre sind austauschbar.« Was wie hochgradige Bescheidenheit, ja Selbstverleugnung klingen mag angesichts eines Kunstbetriebs, in dem fast jeder sich aufzustylen, zu profilieren und von fast jedem anderen abzusetzen sucht, das mag einfach Realitätssinn sein. Grace Paley fühlt sich nicht erschreckt oder beleidigt von der Vorstellung, ihr einzelnes Leben sei Teil einer gemeinschaftlichen Biographie, ganz besonders einer gemeinschaftlichen Biographie von Frauen. Interessant ist ihr das Gleiten von echten Erinnerungen zu erfundenen Figuren, das Sich-Herausbilden prägnanter individueller Gestalten aus dem unerschöpflichen Reservoir einer vielgestaltigen Gruppe. Es ist offensichtlich, daß Grace Paley diese Gruppe – »meine Leute« – braucht, nicht etwa als Stofflieferant, sondern zum Leben und Überleben. Ellen, eine ihrer Freundinnen, ruft »zwei Wochen vor Weihnachten« bei ihr an: »Faith, ich sterbe.« Faith selber denkt, daß sie sterben muß. »Was verlieren wir schon groß? Noch ein paar Jahre leben. Zugucken, wie die Kinder und der ganze Scheißkram und jedes Käseloch in dieser Welt draufgeht in Hitze, Druckwelle, Feuersturm ...« Darauf sagt Ellen: »Ich will das alles sehen.« Zur Essenz des Glückes gehört für Grace Paley die intime Freundschaft mit Frauen.

Ein zentrales Motto. Im »Ertrinken« noch »sieht« sie: »Ich würde hinaufschauen zum Himmel.« Ihre Gedichte, die hier zum erstenmal in deutsch erscheinen (kongenial übertragen von ihrer Freundin Marianne

Frisch), sind Stenogramme, mit aufgerissenen Augen notiert. Berichte über politische Aktionen aus dem »Peace Calendar 1989« geraten ihr zu Teilstücken der menschlichen Tragikomödie, an der sie teilhat.

Sie ist unbestechlich. Scheinbar mühelos durchstößt sie die Konvention, ignoriert das Urteil der »Welt«. Ihre Menschlichkeit ist das Maß für die Beziehungen der Gestalten, die so amoralisch sein können, wie sie wollen (und müssen), ohne je aus diesem Maß herauszufallen. Dieser Hintergrund von Werten (ohne den jede Menschenansammlung ein marodierender Haufen wäre), der in mancher Hinsicht unerhört dauerhaft, in anderer wechselhaft erscheint, wird durch das, was sie alle zusammen tun oder lassen, durch ihr Gerede, durch die Geschichten, die Grace Paley über sie schreibt, befestigt und verändert, jedenfalls aufgefrischt. »Ich will Ihnen sagen, was los ist: das Leben. Sie haben eine Meinung. Ich habe eine Meinung. Das Leben, das hat keine Meinung.«

Wo ist euer Lächeln geblieben?

Brachland Berlin 1990

Der Wahnsinn kann auch von außen kommen, auf die einzelnen zu, ist also schon viel früher von dem Innen der einzelnen nach außen gegangen ...

INGEBORG BACHMANN,
Ein Ort für Zufälle

Lieber Dieter Bachmann, ist Berlin »Brachland«? Die Frage steckt mir im Kopf, seit Sie mir – das ist mehr als eine Woche her und war nach der Trauerfeier für Max Frisch – den Titel Ihres nächsten Heftes genannt und mich moralisch unter Druck gesetzt haben, einen Beitrag dafür zu liefern. Nun ist es eine Binsenweisheit, daß man um so schwerer über einen Gegenstand schreiben kann, je näher er einem ist; aber, so dachte ich leichtsinnig am nächsten Vormittag, vielleicht ist es nun an der Zeit, auszuprobieren, wie weit ich dieses vermaledeite Berlin schreibend schon von mir wegrücken kann, und es kam mir gar nicht so schwierig vor, während wir bei heller Sonne durch Zürich gingen, durch die schmalen Gassen der Altstadt, über die Limmat, die Bahnhofstraße entlangschlenderten, am Ufer des Zürcher Sees saßen, der wahrhaftig »blinkte«, und, fast schon klischeehaft, in der »Kronenhalle« zu Mittag aßen, gegrillten Lachs. Ach, wie mir diese schöne saubere reiche Stadt auf einmal gefiel, so sehr, daß ich außer einer unbestimmten Sehnsucht eine Art Neid in mir wahrnahm, Neid auf eine jedenfalls äußerlich heile Welt, Neid vielleicht auch auf jene Glücklichen, die von Geburt und Schicksal dazu bestimmt sind und denen es auch gelingt, auf Dauer unangefochten in ihr zu leben und sie in vollen Zügen zu genießen. Ich aber weiß, daß ich für beides verdorben bin. Denn wo ich auch sein mag – es dauert nicht lange, dann spüre ich, wie meine innere Kompaßnadel anfängt, sich zu

rühren, sich immer energischer nach ihrem Magnetpol auszurichten, bis am Ende die nachzitternde Spitze der Nadel nach Berlin zeigt. Etwas in mir zieht sich schmerz- und lustvoll zusammen, wenn, am Abend unseres Zürcher Tages, die Maschine der Swissair zur Landung ansetzt, die westlichen Vororte Berlins auftauchen und dann – flach, sehr flach – die ganze Stadt überschaubar unter mir liegt, von Tegel bis zum Fernsehturm am Alexanderplatz. Dieses kaputte Berlin, nach dem ich süchtig bin, das merke ich eben, während ich diese Sätze schreibe – im tiefsten Mecklenburg übrigens, in der Naturstille der Entziehungsstation. Denn in Berlin zu arbeiten ist fast unmöglich geworden. Es zerfetzt einen.

Wenn ich Sie recht verstanden habe, legen Sie Wert auf Lokalkolorit und Momentaufnahmen. Nun, der Taxifahrer, der uns nach Hause fuhr, kam aus dem Osten und war sehr gesprächig, auch aus Freude darüber, daß er wider Erwarten Fahrgäste gefunden hatte. Ein seltener Fall, sagte er; die kurze Erholungspause für sein Gewerbe nach dem Totaleinbruch durch die Währungsunion voriges Jahr sei vorbei. Haben Sie die neuen Arbeitslosenzahlen gehört? Na, dann wissen Sie ja, warum bei uns keiner Taxi fährt. Auch nicht am Wochenende, bei Nacht, wo früher Hochkonjunktur war. Wie abgeschnitten, sage ich Ihnen. Und die Straßen leer. Kein Mensch geht mehr in die Kneipen ... Wem wir jetzt gehören? VEB Taxi ist lange perdu, uns hat ein Taxiunternehmer von drüben gekauft, mit Mann und Maus, aber ohne Wagen: Da hat er uns neue geliefert, in unsere Wartburgs und Ladas stieg ja kein Kunde mehr ein. Aber sonst ... Das erste war: Alle Vergünstigungen gestrichen. Natürlich keine Kantinenverpflegung mehr – war ja spottbillig, früher –, auch nachts kein belegtes Brot mehr, oder einen Kaffee, wenn man todmüde auf den Hof kommt. Dafür wird knallhart gerechnet. Wenn's einen Monat mal nicht so spurt, wirst du vermahnt, wenn's dann im zweiten nicht besser wird, kannst du gehn. Ein einziger Streß, das Ganze, und die Solidarität unter den Kollegen geht langsam, aber sicher den Bach runter, und das alles für tausend Mark im Monat. – Meine Frau? Nee, die ist arbeitslos. Das Lokal, in dem sie Serviererin war, hat zugemacht. Jetzt läuft sie sich die Hacken ab. Im Westen gucken die sie bloß an: Wie alt sind Sie? Sechsvierzig?

Bedaure. Sie ist sogar auf Annonce zu einer Schokoladenfabrik hin, aber da waren Himmel und Menschen, die konnten sich ja die zehn Jüngsten aussuchen. Da hatte sie gar keine Chance.

Das waren wir ja alles nicht gewöhnt.

Warum ich nicht mehr im Westen fahre? Hab' ich auch erst gedacht, wo wir doch nun endlich eins sein sollen. Aber ich bin da eigen: Ich lass' mir nicht gerne dumm kommen. Da gibt es Fahrgäste, die rasten gleich aus, wenn man nicht weiß, wo eine Straße ist, aber wie soll ich den Stadtplan von West-Berlin schon im Kopf haben? Und die Kollegen – für die sind wir doch nur Konkurrenz. Neulich hab' ich mal einen nach dem Weg gefragt, sagt der doch glatt: Hast du keinen Stadtplan? Na danke schön, Kollege, hab' ich ihm geantwortet. Vielleicht kann ich dir auch mal im Osten behilflich sein.

Nee, das läuft nicht gut, das läuft ganz und gar nicht gut. Wir sind doch für die bloß die Doofen. Oder sehen Sie das anders?

»Brachland Berlin?« Brachland im Wortsinn ist ja in dieser dichtbesiedelten »Stadtlandschaft« (was für ein Euphemismus!) nur der breite Nord-Süd-Streifen, einst (»einst?« Vor anderthalb Jahren!) mit den Grenzanlagen besetzt, deren symbolträchtiges Kernstück die Mauer war; ihr Umland, unbetretbar für normale Sterbliche, entwickelte sich zu einem Biotop, das nach Plänen von Umwelt- und Künstlergruppen mitten in der täglich vom Verkehrsinfarkt heimgesuchten Großstadt zu einer Parklandschaft werden könnte, »ein Band, das sich als ein üppiges, wachbleibendes Grün durch die Stadt zieht. Ein Band gegen Erfolgsjagd, Statussymbol, Profit, Karriere und Konsum.« Da sehen Sie es, was für wirklichkeitsfremde Träume hier und da in dieser Stadt immer noch ausgebrütet werden. »Es scheint«, schreibt ein Kollege dazu in einer der neu gegründeten und noch nicht wieder eingegangenen (Ost-)Berliner Zeitschriften, »als wäre Berlins weltstädtischer Anspruch zu hoch, um sich einen breiten wilden Grünstreifen ohne kommerzielles Fieber quer durch die Stadt leisten zu können. Wer die hier brachliegenden Kapitalanlagemöglichkeiten ignoriert, wird zwar geachtet: als Exot.«

WO IST EUER LÄCHELN GEBLIEBEN? hat vor gut einem Jahr einer der damals noch zahlreichen Vertreter der Volkspoesie an eine zentral gelegene Hauswand in Pankow gesprüht. Die Leute, die gerade hier aus der von Stadtmitte kommenden Straßenbahnlinie 46 steigen, mit ihren seit langem wieder verschlossenen Gesichtern, müssen unwillkürlich lächeln, wenn sie die Inschrift lesen. Aber es ist kein Originallächeln. Es ist ein etwas mattes Erinnerungslächeln, wenn Sie verstehen, was ich meine. Ja aber, wenden Sie mit Recht ein, ist vielleicht Lächeln irgendwo auf der Welt ein Normalzustand, den man einfordern könnte?

Nicht doch. Alles, was ich behaupte, ist: Hier, in dieser Stadt, die in der uns überschaubaren Geschichte nicht allzuviel zu lachen hatte, wurde einige Wochen lang auf den Straßen und Plätzen, in den Schuhgeschäften und Verkehrsmitteln, in den Parks und sogar auf Krankenstationen gelächelt. Die zumeist jungen Leute, die mit ihren Kerzen um die Gethsemanekirche herumstanden und -saßen, hatten im September 89 damit angefangen. Lächeln und skandieren: Keine Gewalt! Das stört eine jede Staatsmacht, die verlangen kann, daß diejenigen, die ihr Widerstand leisten wollen, das wenigstens ernsthaft und gewalttätig tun: Darauf ist der Staat eingerichtet, in diesem günstigen Fall passen die Formen des Widerstands in die Formen seiner Bekämpfung. Aber ein Staat, der Tausende martialisch ausgerüsteter Sicherheitskräfte, der Wasserwerfer und schwere Technik gegen ein paar hundert kerzentragende Keine-Gewalt-Rufer einsetzt, der macht sich schon ein bißchen lächerlich. Zwar hören die auf zu lächeln, die eine Nacht lang in einer Garage an der Wand stehen müssen oder auf einem Polizeirevier zusammengeschlagen werden, aber es gibt, wenn auch sehr selten, historische Momente, in denen höchst unwahrscheinliche Komponenten derart zusammentreffen, daß auch den Befehlshabern und Ausführenden solcher Exzesse später das Lachen vergeht. Ich habe sie alle dasitzen sehen, im Großen Sitzungssaal des Roten Rathauses, Generale und Oberste und Majore und Hauptleute, wie sie der Untersuchungskommission, der ich angehörte, Rede und Antwort standen, nicht viel begriffen und oft die Unwahrheit sagten, aber gelacht hat keiner. Auch wir haben allerdings nicht lachen können, doch gab es

das aufmunternde Lächeln über den Tisch, das freundschaftliche Lächeln in einer Pause in der Kantine, es gab auch das Lächeln der Angestellten des Magistrats auf den Gängen des Rathauses: Laßt euch nicht entmutigen, macht nur weiter. (Neulich aber, das muß ich doch als Fortschritt hier wenigstens am Rande vermelden, vor wenigen Tagen, da saßen sie ganz dicht beieinander vor der Fernsehkamera, vier ehemalige Stasigenerale, sie kamen direkt in unser Wohnzimmer, sie trugen gut sitzende Zivilanzüge und wirkten kaum verkleidet, sie hatten passende Krawatten um, sie waren konzilient und auf ihre Weise verschmitzt, und sie boten unverhohlen ihre Mitarbeit an, ganz besonders ihr Schweigen über gewisse heute vielleicht peinliche Vorfälle, will sagen Verflechtungen auf der Ebene der Geheimdienste, aber derart undelicate Worte gebrauchten sie natürlich nicht: ihr kooperatives Schweigen also gegen eine Amnestie und pflegliche Behandlung ihrer ehemaligen Mitarbeiter, mit deren wachsender Unruhe sie zugleich ein ganz kleines bißchen drohen konnten, und sie beteuerten, daß ihnen nichts so sehr am Herzen liege, wie Schaden von »unserem Staat« abzuwenden, und befragt, welchen Staat sie denn um Himmels willen meinten, sagten sie unisono: die Bundesrepublik Deutschland selbstverständlich, mit der sie sich voll und ganz identifizierten.)

O ja: die haben ein gut Teil dazu beigetragen, uns das Lächeln aus dem Gesicht zu nehmen. Darauf komme ich noch. Vorher erlauben Sie mir aber, noch einmal auf dieses Lächeln zurückzukommen, vielleicht ist es ja ein Tick von mir, aber ich denke, gerade weil es so zerbrechlich und flüchtig war, ist es wert, beschrieben zu werden. Wie sollten wir, die wir es gesehen haben, das keineswegs arglose, durchaus wachsame, selbstbewußte, entwaffnende Lächeln jener freiwilligen Ordner vergessen, die am Morgen des 4. November 1989 rund um den Alexanderplatz zugange waren, mit ihren auffallenden orangefarbenen Schärpen, auf denen wiederum stand: KEINE GEWALT, während der endlose Demonstrationzug sich in Bewegung setzte – lächelnd! ich schwöre es! – und die gutgelaunten Massen sich auf dem Alexanderplatz zu sammeln begannen. Ganz zwanglos fiel einem da das kleine Wörtchen »souverän«

ein, eines der fremdesten Fremdwörter in unserem lieben Deutsch. Das Volk als Souverän. FREIHEIT, GLEICHHEIT, BRÜDERLICHKEIT. Mein Gott, werden vielleicht nicht Sie sagen, haben aber viele Ihrer Journalistenkollegen im Laufe der nächsten Monate gesagt. Welche Naivität! Welche Realitätsverkennung!

Gewiß. Die Transparente und Plakate dieser Leute, die sich da wenigstens diesen einen Tag lang als Sieger fühlten – ihr Lächeln war auch ein ungläubiges, ungeübtes Siegeslächeln –, verstauben inzwischen in einem Raum des ehemaligen Zeughauses, verriegelt und verrammelt, und als genau ein Jahr später ein viel kleinerer, wenn auch immer noch beachtlicher Teil von ihnen sich wieder auf dem Alex versammelte, da hatten sie begriffen, daß sie die Verlierer waren, und auf einem ihrer Transparente mit den Losungen der Französischen Revolution war FREIHEIT abgehakt, mit Fragezeichen, aber GLEICHHEIT und BRÜDERLICHKEIT standen da als weithin offene Forderungen.

Schnee von gestern! schrieben viele der Journalisten, die in hellen Scharen in Berlin einfielen, um eine gewaltlose Revolution zu betrachten. Manche kamen von weit her und, erstaunlich uninformiert, zum allerersten Mal in diese Weltgegend, von der sie sich ein paar Wochen lang begeistert zeigten, dann aber doch bald ein bißchen gelangweilt und enttäuscht. Wo war denn nun diese behauptete Identität dieser Eingeborenen? mußten sie sich doch nach einiger Zeit ein bißchen naserümpfend fragen. Berechtigte Frage, zweifellos, nur erlaube ich mir an dieser Stelle eine grimmige Gegenfrage: Meinen Sie, daß Sie das Allergewisseste über die Lebensweise eines – sagen wir: Ameisenvolkes – erfahren können, wenn Sie den Stein umdrehen, unter dem es so lange recht und schlecht sein Leben gefristet hat, und nun weitreichende Schlüsse aus der Art und Weise ziehen wollen, wie es unter den leicht angewiderten Blicken der Beobachter nach allen Seiten auseinanderspritzt, ruchlos seine Identität verleugnend? Ein ungehöriger Vergleich? Der kühle Blick der Voyeure hat ihn mir aufgedrängt ...

In dem Jahr, das hinter uns lag, war ja kein Stein auf dem anderen geblieben. Ein fieberhaftes, höchst irrales Jahr, in dem der

gesellschaftliche Körper vor unseren Augen, teilweise unter unserer Mitwirkung, merkwürdige, neue, dabei sehr flüchtige Daseinsformen angenommen, eine Zeitlang festgehalten und ausprobiert, die meisten von ihnen aber wie in einem Zeitrafferfilm schnell wieder aufgegeben hatte: Kommissionen, Runde Tische, Vereine, alle möglichen Arten von Gründungen und Zusammenschlüssen, oft skurril und phantasievoll, manchmal unter dem amüsierten, homerischen Gelächter der Beteiligten. Szenen, Bilder, wie man sie sonst höchstens im Traum erlebt. Mir aber, das ist merkwürdig, kommt jene Traum-Zeit vor wie die schärfste, genaueste Realität, die ich erfahren habe, eine Schneise von Wirklichkeit zwischen zwei matten Vortäuschungen von Realität. Die Blumenfrau in der Ossietzkystraße, die so redete wie der Namenspatron ihrer Straße; die Verkäuferinnen von der Spätverkaufsstelle an der Ecke, die sich benahmen, als seien sie eben aus Brechts Stück von der Pariser Kommune gestiegen, und die Interessen ihres Geschäfts mit ihren eigenen in Einklang bringen wollten – einige Wochen lang waren sie wirklich die, die sie sein könnten. Inzwischen ist die Blumenfrau längst verstummt, die Verkäuferinnen sind alle entlassen bis auf eine, die sitzt an der Kasse und flüstert alten Kundinnen zu: So haben wir uns das alles aber nicht vorgestellt.

Wie sonst? werden Sie gegenfragen. Darauf kann man heute nur noch verlegen antworten, weil man sich kaum noch in frühere Gedankengänge hineinversetzen kann. Eine Zeitlang redeten nämlich Oppositionelle, Bürgerbewegungen darüber, wie man die Bürger der DDR wirklich an den volkseigenen Betrieben beteiligen könnte – zum Beispiel durch Volksaktien, durch Mitspracherecht; es sei doch, hörte und las man, unvorstellbar ungerecht, wenn sie, die schon den Krieg für *alle* Deutschen als Reparationen an die UDSSR bezahlt hätten, nun zum dritten Mal die Verlierer (und die Besitzlosen) würden ...

Ich bitte Sie. Schnee von gestern. In dem Haus am Alexanderplatz, aus dem in jenen unruhigen Zeiten ein Mitarbeiter jenes legendären Herrn Schalck-Golodkowski sich mit einem Geldköfferchen von hinnen machen wollte, sitzt heute die Treuhandanstalt, »die wichtigste, mächtigste und